

Überzeugen statt überreden

Jesusunachfolge als Form der Glaubensverkündigung

Josef Imbach, Rom

In früheren Jahrzehnten, als die Sonntagspredigten noch länger dauerten, sagte man: Die erste Viertelstunde ist – vielleicht! – für Gott, die zweite für die Katz und die dritte für den Teufel. Inzwischen sind die langen Predigten zu Kurzansprachen geschrumpft, aber es wird immer noch viel geredet in unseren Kirchen.

In der protestantischen Tradition kam der Predigt schon immer eine zentrale Stellung zu, während man sich katholischerseits erst seit dem Konzil wieder daran erinnerte, daß es neben dem „Tisch des Brotes“ auch einen „Tisch des Wortes“ gibt.¹

Gewiß, das *Wort Gottes* will weitergesagt und die *Frohe Botschaft* will verbreitet werden. Ohne Verkündigung gäbe es kein Christentum und keinen Glauben.

Wie viele altbündliche Propheten und wie sein unmittelbarer Vorläufer Johannes (Mk 1, 1–8) beginnt auch Jesus seine öffentliche Tätigkeit mit einer Predigt (Mk 1, 14f.). Er durchzieht die Städte und Dörfer und verkündet überall die Ankunft des Reiches Gottes (Mt 9, 35). Er fordert die Jünger auf, es ihm gleichzutun: „Geht und verkündet: Das Himmelreich ist nahe“ (Mt 10, 7).

Die Apostelgeschichte berichtet davon, wie die junge Kirche den Auftrag des Auferstandenen ausführt und das Evangelium in der ganzen damals bekannten Welt verbreitet. Das Neue Testament als ganzes dokumentiert, daß die Kirche von Anfang an überzeugt war, daß dem Glaubensbekenntnis im Hinblick auf das Heil des Menschen eine eminent wichtige Rolle zukommt. So äußert sich beispielsweise Paulus: „Wenn du mit dem Mund bekennt: ‚Jesus ist der Herr‘ und in deinem Herzen glaubst: ‚Gott hat ihn von den Toten auferweckt‘, so wirst du gerettet werden. Wer mit dem Herzen glaubt und mit dem Mund bekennt, wird Gerechtigkeit und Heil erlangen“ (Röm 10, 9f.). Daß die Verkündigung diesen Glauben erst ermöglicht, ergibt sich nach dem Römerbrief aus der Natur der Sache: „Wie sollen sie an den glauben, von dem sie nichts gehört haben“ (Röm 10, 14)? Und zwar geht es hier um die *unverfälschte* Verkündigung, um die *wahre* Lehre und um den *rechten* Glauben. Des-

¹ Vaticanum II, *Liturgiekonstitution*, Sacrosanctum Concilium, Nr. 51.

halb fehlt es im Neuen Testament nicht an Warnungen vor Lügenpropheten (Mk 13, 5f. 21–23; 2 Tim 3, 13) und Fabeldichtern (1 Tim 1, 4; Tit 1, 14), die „verderbliche Irrlehren verbreiten“ (2 Petr 2, 1) – und an Appellen, sich nicht irreführen zu lassen (1 Joh 2, 26) und nur das zu verkünden, „was der gesunden Lehre entspricht“ (Tit 2, 1).

Allerdings ist im Neuen Testament nicht nur vom rechten Glaubensbekenntnis, sondern auch von der richtigen Glaubenspraxis die Rede. Daß eine christliche Lehrverkündigung ohne eine entsprechende Lebensführung unglaublich wirkt, unterstreicht Paulus zu wiederholten Malen. So ruft er der Gemeinde von Korinth in Erinnerung, daß es darauf ankommt, „die Gebote Gottes zu halten“ (1 Kor 7, 19), und an die Galater schreibt er, daß der Glaube in der Liebe wirksam werden muß (vgl. Gal 5, 6). Ähnlich behauptet der Verfasser des Johannesevangeliums, daß nur der „zum Licht“ kommt, der „die Wahrheit tut“ (Joh 3, 21). Vor einer folgenlosen Rechtgläubigkeit warnt auch der Jakobusbrief: „Hört das Wort nicht nur an, sondern handelt danach; sonst betrügt ihr euch selbst“ (Jak 1, 22). Ein Glaube, der sich nicht im Handeln konkretisiert, ist „tot“ (Jak 2, 17). Christen sind demnach nicht nur Hörer, sondern auch Täter des Wortes.

Die Wahrheit des christlichen Glaubens muß sich in seinen Auswirkungen erweisen. Aber ist die Kirche, so wie sie sich konkret darstellt, wirklich ein Beweis für die Wahrheit des Glaubens, den sie verkündet? Und ist vielleicht der Vorwurf ganz unberechtigt, den die Kirche immer wieder zu hören bekommt, daß sie nämlich größeren Wert auf das Lippenbekenntnis als auf das Lebenszeugnis lege; daß ihre Predigt nicht durch ihre Praxis abgesichert sei; daß sie in bezug auf die Rechtgläubigkeit wohl überaus eifrig, hinsichtlich ihrer Glaubwürdigkeit jedoch recht lau sei? Und sollte deshalb wirklich zutreffen, was man manchmal von zornigen oder betrübten Christen zu hören bekommt: daß sie nicht wegen, sondern trotz der Kirche glaubten? Wer möchte diese Vorwürfe ungeprüft zurückweisen? Wer wagt gar zu behaupten, in der Kirche gäbe es *nur* Heiligkeit, Enthusiasmus, Freude, Wahrhaftigkeit, Zuversicht – kurzum eine durch und durch gelebte Frohbotschaft? Daß es das *auch* gibt, vermögen auch Kurzsichtige wahrzunehmen. Aber daneben erlebt man eben doch so viel Lauheit und Halbherzigkeit, Unrecht und Unwahrhaftigkeit, Versagen und Sünde. Immer wieder droht das göttliche Feuer, das Jesus entfacht hat (vgl. Lk 12, 49), im menschlichen Rauch zu ersticken.

Christenheit ohne Christentum

Manche neigen deshalb dazu, die Wahrheit des christlichen Glaubens allein nach seinen Auswirkungen zu beurteilen. Das ist zwar bis zu einem gewissen Grad verständlich, entbehrt aber doch der Logik. Wenn viele Bürger eines Landes systematisch gegen die Verfassung verstoßen, bedeutet das ja nicht notwendigerweise, daß diese nichts taugt. Gleichweise erlaubt die Tatsache einer fehlenden Glaubenspraxis keinerlei Rückschlüsse auf den Wahrheitsgehalt des Glaubensbekenntnisses. Mit dem Jakobusbrief gesagt: Wenn die Taten fehlen, bedeutet das nicht schon, daß der Glaube *falsch* sei, wohl aber zeigt das, daß er *tot* ist.

In einem solchen toten oder Schein-Glauben sah Sören Kierkegaard (1813–1855) das eigentliche Ärgernis des Christentums. Denn von einem ganzheitlichen Christentum kann man nach ihm nur da sprechen, wo Predigt und Praxis, Haltung und Handeln, Theorie und Tat einander entsprechen und bestätigen. Was sollen verbale Bezeugungen ohne tätiges Zeugnis? In *diesem* Zusammenhang prägte Kierkegaard die Formel von der Christenheit ohne Christentum. Und gegen *diese* Christenheit polemisierte er, vor allem gegen Ende seines Lebens, mit einer beinahe schon verletzenden Satire, die jedoch nur seine eigene Verletztheit widerspiegelt. Es lohnt sich, die eine oder andere Äußerung des dänischen Denkers zu zitieren, der trotz des zeitlichen Abstandes nichts von seiner Aktualität eingebüßt hat.

In der mächtigen Domkirche tritt der hochwohlgeborene, hochwürdige geheime General-Oberhofprediger auf, der auserwählte Günstling der vornehmen Welt, er tritt auf vor einem auserwählten Kreis von Auserwählten, und predigt *gerührt* über den von ihm selbst ausgewählten Text: „Gott hat erwählt das Geringe von der Welt und das Verachtete“ – und da ist niemand, der lacht.

An anderer Stelle äußert sich der gleiche Kierkegaard auf die gleiche bissige Art:

Wenn ein Mann Zahnweh hat, sagt die Welt „armer Mann“; wenn einem Mann die Frau untreu wird sagt die Welt „armer Mann“; wenn ein Mann in Geldschwierigkeiten ist, sagt die Welt „armer Mann“. – Wenn es Gott gefällt, in geringer Knechtsgestalt in dieser Welt leiden zu wollen, sagt die Welt „armer Mensch“; wenn ein Apostel in göttlichem Auftrag die Ehre hat, für die Wahrheit zu leiden, sagt die Welt „armer Mensch“: arme Welt!²

² S. Kierkegaard, *Der Augenblick*; zit. nach H. Buss, *Kierkegaards Angriff auf die beste-hende Christenheit*, Hamburg-Bergstadt. 1970, 127f.

Wie Kierkegaard ironisch bemerkt, verhält es sich so, „daß *in der Christenheit* das Kind mit einer Grundvoraussetzung mehr geboren wird als der Mensch außerhalb der Christenheit: mit der, daß wir alle Christen sind“.³ Wenn aber das Christentum durch die Geburt wie ein Adelsprädikat übertragen wird, ist dieses keine existentielle Angelegenheit mehr, sondern wird zu einem soziologischen Phänomen oder zu einer kulturellen Erscheinung. Nach Kierkegaard indessen gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder muß man das Christentum resolut leugnen und bekämpfen – oder aber man entschließt sich, es wirklich zu leben. Alles andere ist bloßer Schwindel und unnütze Silbenstecherei. Kierkegaard illustriert das mit wenigen Zeilen; sie tragen die Überschrift „Wahnwitzige Komik“:

Szene am Jüngsten Tag.

Unser Herr – Ein Theologieprofessor:

Unser Herr: „Hast du zuerst nach dem Reich Gottes getrachtet?“

Professor: „Nein, das kann ich nicht behaupten, aber ich weiß, wie das, zuerst nach dem Reich Gottes trachten, in sieben Sprachen heißt: 1. auf dänisch heißt das so, 2. auf deutsch so, 3. auf französisch so, 4. auf griechisch so, 5. auf hebräisch so, 6. auf lateinisch so, 7. auf arabisch so, 8. auf syrisch so, 9. auf phönizisch so ... was sehe ich, ich weiß es sogar in neun Sprachen, also in zwei mehr, als ich versprochen habe ...“⁴

Hier wird nicht argumentiert, sondern angeprangert: Solange das Christentum bloß Gegenstand historischer Betrachtung, wissenschaftlicher Gelehrsamkeit oder privater Liebhaberei ist, zählt bloß noch sein Unterhaltungswert; es wird zum Geschwätz und, wie Kierkegaard an anderer Stelle sagt, „zu einem menschlichen Gaunerstreich“⁵.

Kierkegaards Angriff richtete sich vor allem gegen die dänische Staatskirche und damit gegen die Religionsverwalter. Die Pfarrer der dänischen Kirche waren königliche Beamte, die Bischöfe wurden vom König ernannt und trugen seine Ordenszeichen. Vor diesem Hintergrund erst wird jenes Gleichnis verständlich, das Kierkegaard kurz vor seinem Tod veröffentlichte:

Denke dir, es bilde sich eine Gesellschaft zur Bekämpfung des Weintrinkens.

³ S. Kierkegaard, *Der Augenblick*; zit. nach W. Rest, *Kierkegaard für Christen*. Freiburg i. Br. 1987, 212.

⁴ S. Kierkegaard, *Pap X 3 A 394*; zit. nach H. Buss (s. Anm. 2), 129f.

⁵ S. Kierkegaard, *Der Augenblick*; zit. nach W. Rest (s. Anm. 3), 217.

Zur Erreichung ihres Ziels erachtet die Leitung der Gesellschaft es für zweckmäßig, einige Männer anzustellen, die als Sendboten, Redner, Prediger das Land durchreisen und die Menschen zum Eintritt in die Gesellschaft bereden sollen.

„Aber“, sagt der Vorstand der Gesellschaft in der Sitzung, worin die Sache beschlossen wird, „an den Predigern zu sparen wäre wahrhaftig übel gespart; von ihnen zu verlangen, daß sie keinen Wein trinken, das führte zu nichts. So erhielte man nur diese nüchternen, wässerigen Reden, die keinen Menschen zum Eintritt in unseren Verein begeistern würden. Nein, an dem Prediger darf nicht gespart werden; er muß seine Flasche Wein pro Tag haben und für besonderen Eifer noch eine Extraflasche zugesichert erhalten; dann hat er Lust und Liebe zu seinem Werk, dann wird er durch seine Wärme, den Nachdruck seiner Worte, die Macht seiner Überzeugung die Menschen hinreißen und uns zahlreiche Mitglieder für unseren Verein gewinnen.“

Gesetzt nun, daß alle nicht Mitglieder dieser Gesellschaft würden, aber Prediger im Dienst dieser Gesellschaft!

So auch mit dem Christentum und dem Staat. Das Christentum, diese Lehre von der Entsagung, dem Leiden, der Entfremdung von dieser Welt, die Lehre, die ihre Wechsel nur auf eine andere Welt ausstellt, diese Lehre will der Staat angebracht wissen. „Aber“, sagt der Staat, „an den Pfarrern zu sparen, das wäre wirklich übel gespart, da erhielte man nur noch diese nüchternen, wässrigen Predigten, die keinen Menschen für diese Lehre gewinnen, vielmehr jedermann abschrecken. Nein, der Pfarrer muß so gestellt, sein Leben muß in jeder Weise darauf eingerichtet werden, daß die Verkündigung dieser Lehre ihm und seiner Familie Genuß verschafft. Dann kann man hoffen, daß er die Menschen für die Verleugnung des Irdischen gewinnt; denn dann wird der Pfarrer in der Stimmung sein, mit Wärme und Nachdruck, mit wirklicher Überzeugungskraft den Menschen zu schildern, wie selig die Entsagung und das Leiden ist, wie selig es ist, eine Anweisung auf eine andere Welt zu bekommen, ja daß das ‚hört!‘ selig, selig, selig ist!“

Welches Glück, daß wir nicht alle Pfarrer sind!⁶

Man mag Kierkegaard vorwerfen, daß er vergessen habe, daß Unkraut und Weizen auch innerhalb des Christentums nebeneinander gedeihen; daß es unter den Gläubigen nicht nur Heilige, sondern stets auch Sünder gibt; daß die Kirche in Knechtsgestalt und als Pilgerin ihren Weg

⁶ Ebd.

geht – sein Grundanliegen ist trotzdem berechtigt und hat bis heute nichts von seiner Aktualität eingebüßt. Das Christentum braucht nicht Funktionäre, sondern Pioniere, nicht Beamte, sondern Propheten, nicht Schwätzer, sondern Täter. Denn der christliche Glaube, wie das Christentum überhaupt, ist in erster Linie nicht eine Lehre, die man sich aneignen kann, oder eine Gegebenheit, in die man hineingeboren wird, sondern eine Lebenshaltung, die es zu bezeugen gilt.

Weitergabe einer Glaubenserfahrung

Gewiß ergibt sich für den Christen immer wieder die Notwendigkeit, seinen Glauben sich und Andersdenkenden gegenüber zu begründen (vgl. 1 Petr 3, 15); dies ist schon allein ein Gebot der intellektuellen Redlichkeit. Seine Überzeugungskraft aber verliert das Christentum stets da, wo man es sozusagen als Resultat der Überredungskunst betrachtet. Mit einem Wort (und dies in Erinnerung gerufen zu haben, ist das große Verdienst Kierkegaards), es geht nicht darum, die Menschen zum Christentum zu *überreden*, sondern sie von seiner befreienden Wahrheit zu *überzeugen*.

Zeugnis ablegen – dies ist nicht nur ein Schlüsselbegriff zum Verständnis der kierkegaardschen Christentumskritik, sondern auch eines der wichtigsten Stichworte des christlichen Glaubens.

Im *theologischen Sinn* versteht man unter Zeugnis die Weitergabe einer Glaubenserfahrung an eine andere Person, damit auch sie zu dieser Erfahrung Zugang findet. Die Wahrheit des Zeugnisses beruht darauf, daß der Zeuge mit seiner ganzen Person, in Wort und Verhalten und allen nur möglichen Widerständen zum Trotz, für seine Sendung eintritt.

Illustrieren läßt sich das aufs eindrucklichste an Hand der Biographie jenes altbundlichen Propheten, über dessen Leben wir am besten unterrichtet sind: Jeremia. Im jugendlichen Alter zum Propheten berufen (Jer 1, 6), soll Jeremia auf Gottes Weisung hin auf Ehe und Familie (16, 1 f.) und zeitweise sogar auf jede Teilnahme am öffentlichen Leben überhaupt verzichten (16, 5–9). Weil er gegen die aufkommenden heidnischen Sitten und den fortschreitenden Glaubensabfall seiner Zeitgenossen auftritt, wird er von diesen gemieden. Schließlich überwirft er sich mit dem König und wird mißhandelt und eingekerkert (37, 11–21). Mit seinem ganzen Leben steht der Prophet für Gottes Auftrag ein und legt so Zeugnis ab von seiner Sendung.

Im Neuen Testament tauchen die Begriffe „Zeuge“, „Zeugnis ablegen“ und „bezeugen“ in verschiedenen Zusammenhängen und in unterschiedlicher Verwendung auf.

Für unsere Fragestellung ist zunächst einmal die Haltung Jesu von Bedeutung, der in die Welt kam, um „für die Wahrheit Zeugnis abzulegen“ (Joh 18,37; vgl. 3,11.32f.). Aus der Sicht des Johannesevangeliums besitzt Jesu Selbstzeugnis deshalb einen unbestreitbaren Wert, weil es durch andere Zeugen bestätigt wird: durch den Täufer (1,6–8.15.19; 3,26–34; 5,33–36); durch den Vater selbst (5,32.37; 8,18); durch den Geist (15,26). Dabei betont der vierte Evangelist hier vor allem den *juridischen* Charakter des Zeugnisses. Aber gleichzeitig unterstreicht er ausdrücklich und an mehreren Stellen, daß dieses Zeugnis durch Jesu Wirken bekräftigt wird: „Ich aber habe ein gewichtigeres Zeugnis als das des Johannes: *die Werke*, die mein Vater mir übertragen hat, damit ich sie zu Ende führe, *diese Werke*, die ich vollbringe, legen Zeugnis dafür ab, daß mich der Vater gesandt hat“ (5,36). Auf die Frage, ob er der Messias sei, antwortet Jesus: „Ich habe es euch gesagt, aber ihr glaubt nicht. *Die Werke, die ich im Namen meines Vaters vollbringe*, legen Zeugnis für mich ab“ (10,25). Hier wird der Schritt von der juridischen in die existentielle Sphäre vollzogen; die Lebenspraxis dient als Gradmesser für die Glaubwürdigkeit des Zeugen und damit als Kriterium für die Wahrheit seiner Lehre.

Wir brauchen uns hier keine Gedanken darüber zu machen, ob das Wort „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ (12,24) auf den historischen Jesus selbst zurückzuführen ist oder ihm vom Evangelisten in den Mund gelegt wurde; denn aufgrund der *gesamten* neutestamentlichen Überlieferung kann kein verkünftiger Zweifel daran bestehen, daß Jesus sein Dasein als Dienst am Mitmenschen verstanden hat, und dies nicht nur *bis* zu seinem Tod, sondern auch *mit* seinem Tod konkret bezeugt hat.

Zwar fehlt der Begriff „Zeugnis ablegen“ in der spezifischen Bedeutung, mit der das Johannesevangelium ihn ausfüllt, bei den ersten drei Evangelisten (Matthäus, Markus und Lukas) und in der neutestamentlichen Briefliteratur⁷, nicht aber die damit gemeinte Sache, insofern dort die *Jesusnachfolge* die konkrete Weise des Zeugnisses darstellt.

„Folgt mir nach!“ Mit diesem Wort wendet sich Jesus an Simon und Andreas, an Jakobus und Johannes (Mk 1,17.20) und an Matthäus (Mt

⁷ Bei Mt und Mk und in den Paulusbriefen wird der Begriff Zeugnis im juridischen Sinn verwendet: Zeugnis geben von Gottes Barmherzigkeit (Röm 3,21), von der Auferstehung Jesu (1 Kor 15,15), von seinem messianischen Wirken (Mt 8,4 parr; 10,18 parr; Mk 6,11), von der Glaubwürdigkeit der Haltung des Paulus (Röm 1,9; 9,1; 2 Kor 1,23; Phil 1,8; 1 Thess 2,5.10). Nach Lk sind nur die Zwölf (Ausnahmen: Stephanus, Apg 22,20; Paulus, Apg 26,6) Zeugen (Lk 24,48; Apg 10,41), und zwar der Auferstehung Jesu, wie auch seines irdischen Lebens (Apg 1,21–26).

9,9; vgl. Mk 2, 14). Dabei ist allerdings zu beachten, daß die Nachfolge, zu der Jesus seine Jünger auffordert, sich grundsätzlich von der Beziehung unterscheidet, in welcher die Schüler damals zu einem Rabbi standen. Denn während sonst der Schüler bei einem Lehrer um Aufnahme nachsuchte, und dies in der Absicht, seinerseits ein Rabbi zu werden, beruft Jesus seine Jünger selber und nicht in der Absicht, sie zu Rabbinen auszubilden (vgl. Mt 23,8). Wesentlich ist die Bindung an Jesus und seine „Sache“, die aber von seiner Person nicht zu trennen ist. Jesus verlangt von den Seinen eine Entscheidung, die alle Halbheiten ausschließt. Jesus nachfolgen heißt sein Schicksal teilen. Deutlich kommt das in dem (in der vorliegenden Form sicher nach Ostern formulierten) Wort zum Ausdruck: „Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach“ (Mk 8,34). Nachfolge bedeutet demnach nicht nur *Lebens-*, sondern auch *Leidensgemeinschaft* mit Jesus, wobei mit Leiden zunächst die Ablehnung und der Widerstand gemeint sind, auf die die Jünger Jesu stoßen.

Auf sehr drastische Weise mußte ja schon die erste Christengeneration erfahren, daß die Nachfolge Jesu und das Zeugnis für ihn Schwierigkeiten und Verfolgung nach sich ziehen:

Nehmt euch vor den Menschen in acht! Denn sie werden euch vor die Gerichte bringen und in ihren Synagogen auspeitschen. Ihr werdet um meinetwillen vor Statthalter und Könige geführt, damit ihr vor ihnen und den Heiden Zeugnis ablegt. Wenn man euch vor Gericht stellt, macht euch keine Sorgen, wie und was ihr reden sollt. Nicht ihr werdet dann reden, sondern der Geist eures Vaters wird durch euch reden. Brüder werden einander dem Tod ausliefern und Väter ihre Kinder, und die Kinder werden sich gegen ihre Eltern auflehnen und sie in den Tod schicken. Und ihr werdet um meines Namens willen von allen gehaßt werden; wer aber bis zum Ende standhaft bleibt, der wird gerettet (Mt 10,17–22).

Hier spiegeln sich die Erfahrungen der Jesusjünger zur Zeit des Evangelisten Matthäus wider, die er Jesus als Vorhersage in den Mund legt.

Was mit Jesusnachfolge letztlich gemeint ist, läßt sich am trefflichsten mit dem Begriff *Martyrium* umschreiben. Wörtlich bedeuten die griechischen Ausdrücke *mártys* (*mártýros*), *martyría* und *martyreîn* nichts anderes als *Zeuge*, *Zeugnis* und *bezeugen*.

Der erste, der dieses Zeugnis mit seinem Blut besiegelte, ist der Diakon Stephanus (Apg 22,20; vgl. 6,8–7,60). *Dieses* Martyrium als Annehmen des Todes Christi und damit als äußerster Akt der Liebe (vgl. Joh 15,13) und höchster Ausdruck des Starkmuts, bildet den Ernst- und

Grenzfall für den Glaubenden. Es ist der Ernstfall, insofern der Glaube wesensmäßig die Bereitschaft einschließt, die Sache Jesu bis zum letzten, also selbst um den Preis des eigenen Lebens, zu bezeugen. Und es ist der Grenzfall, insofern (aufs ganze gesehen) nur wenige Christen tatsächlich vor diese Blutprobe gestellt werden.

Andererseits muß man sich darüber im klaren sein, daß es keine authentische Jesusnachfolge gibt ohne die Bereitschaft zum Martyrium.

Im Regelfall geschieht die Hingabe des Lebens für Jesus und seine Sache in der tätigen Nachfolge, die, nach der Erfahrung des Paulus, ein lebenslängliches Absterben bedeutet: „Ich bin mit Christus gekreuzigt worden; nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2,19; vgl. Röm 6,3–11).

Es wäre ein grobes Mißverständnis, solche Nachfolge als *Nachahmung* zu verstehen. Nachfolge bedeutet vielmehr persönliche Betroffenheit angesichts ganz konkreter Situationen, die immer neu aus dem Glauben heraus zu bewältigen sind. Anders ausgedrückt, es geht um den Versuch, die eigene – persönliche und soziale – Lebenswirklichkeit entsprechend der Weisung und dem Beispiel Jesu zu gestalten. Solche Nachfolge hat schöpferischen Charakter. Sie unterscheidet sich von der bloßen Nachahmung gerade darin, daß die Botschaft Jesu unter den jeweiligen Lebensumständen zum Tragen kommt. Dafür hält schon das Neue Testament Beispiele bereit. Erinnerung sei an die sogenannte „Gemeinderegel“ im ersten Evangelium:

Wenn dein Bruder sündigt, dann geh zu ihm und weise ihn unter vier Augen zurecht. Hört er auf dich, so hast du deinen Bruder zurückgewonnen. Hört er aber nicht auf dich, dann nimm einen oder zwei Männer mit, denn jede Sache muß durch die Aussage von zwei oder drei Zeugen entschieden werden. Hört er auch auf sie nicht, dann sag es der Gemeinde. Hört er aber auch auf die Gemeinde nicht, dann sei er für sie wie ein Heide oder Zöllner (Mt 18,15–17).

Dem Evangelisten zufolge geht diese Weisung auf Jesus selbst zurück. Historisch gesehen jedoch handelt es sich um eine spätere Aktualisierung des Liebesgebotes durch einen Gemeindeleiter oder durch den Evangelisten selbst – und insofern um kreative Jesusnachfolge.

Kreative Jesusnachfolge

Die wohl bekanntesten Beispiele solcher Jesusnachfolge stellen die Heiligen dar. In ihrer Vielzahl dokumentieren sie die ganze Bandbreite von

Möglichkeiten des Zeugnisses. Deshalb betrachten die Christen sie als ihre Vorbilder.

Die Frage ist allerdings, ob diese Vorbilder nicht manchmal als Vorwand herhalten müssen. Dies geschieht immer dann, wenn sie lediglich der Erbauung dienen und auf diese Weise ihrer kritischen Funktion beraubt und gewissermaßen unschädlich gemacht werden. Tatsächlich ist die Versuchung groß, daß die Jesusnachfolger daran Gefallen finden, sich im Glanz „ihrer“ Heiligen zu sonnen und darüber vergessen, daß jedes Vorbild gleichzeitig einen Vorwurf für jene darstellt, welche die tätige Nachfolge mit frommer Bewunderung verwechseln.

Darauf hat seinerzeit schon der streitbare Katholik und Schriftsteller Georges Bernanos (1888–1948) in seiner Essaysammlung „Die großen Friedhöfe unter dem Mond“ verwiesen. Unter anderem findet sich darin ein Kapitel mit der Überschrift „Predigt eines Atheisten am Fest der Kleinen Therese“. Am Gedenktag dieser Heiligen läßt ein Pfarrer einen Gottesleugner die Festpredigt halten. Dieser ungläubige Redner äußert sich seinen gläubigen Mitbrüdern gegenüber so:

Betbrüder und Betschwestern, ich finde es ganz richtig, daß ihr die Heiligen verehrt, und ich bin glücklich, daß der Herr Pfarrer mir erlaubt hat, meine Lobesworte den euren beizugesellen. Die Heiligen gehören euch mehr als mir, weil ihr zusammen den gleichen Herrn anbetet. Ich finde es deshalb ganz natürlich, daß ihr euch untereinander für den Triumph beglückwünscht, den jene durch ein erhabenes Leben erlangt haben. Immerhin – verzeiht mir diesen Einspruch – wird es mir schwer, zu glauben, sie hätten bloß darum so viel gelitten und so viel gekämpft, damit ihr euch heute diese Festlichkeit gestatten könnt...

Ihr gleicht jenen sagenhaften Italienern, die auf das Signal zum Angriff warten; plötzlich reißt der Oberst seinen Säbel hoch, springt über die Brustwehr, rennt allein durch das Sperrfeuer mit dem Ruf: *Avanti, avanti*, während seine Leute, immer noch im alten Schützengraben kauern, elektrisiert von so viel Heldenmut, mit leuchtenden Augen in die Hände klatschen: *Bravo! Bravo! Bravissimo!*⁸

Bernanos hat nichts gegen jene, die sich am Beispiel der Heiligen erbauen – aber er zeigt auch, daß nicht die bloße Erbauung allein, sondern das Zeugnis für Jesus Heilige hervorbringt, und daß dieses Zeugnis, ver-

⁸ G. Bernanos, *Predigt eines Atheisten am Fest der Kleinen Therese*. Einsiedeln 1954, 10 und 49.

standen als kreative Jesusnachfolge, unabdingbar zum Christsein gehört.

Solches Zeugnis bewirkt zweifellos mehr als eine rein verbale Verkündigung; ja diese wird erst durch jenes glaubwürdig. Dieser Ansicht ist auch der Verfasser des ersten Johannesbriefes, wenn er seine Leser ermahnt: „Wir wollen nicht mit Wort und Zunge lieben, sondern in Tat und Wahrheit“ (1 Joh 3, 18).

Damit schließt sich der Kreis, insofern wir wieder an dem Punkt angelangt sind, von dem unsere Überlegungen ausgingen. Theologisch gesehen meinen Zeugnis und Nachfolge die gleiche Wirklichkeit. Sie sind eine Art der Mitteilung, die andere dazu veranlaßt, die Zeugen nach der Quelle zu fragen, aus der sie schöpfen und die ihre Existenz speist.

Gewiß, die *Verkündigung durch das Wort* gehört zum Wesen des christlichen Glaubens. Weil diese aber bewußt auf die Ausweitung der Gemeinschaft zielt, neigt sie häufig – und häufig unbewußt – zum Triumphalismus und zur Apologetik. Sie ist darauf aus, Gegner argumentativ zu widerlegen und vermittelt deshalb eher eine Außenansicht des Glaubens.

Die *Tatverkündigung* hingegen will andere nicht zum Glauben überreden, sondern sie vom Glauben überzeugen. Naturgemäß geht es hier weniger darum, *gegen jemanden* eine Lehre zu verteidigen, als vielmehr darum, *für jemanden* Zeugnis abzulegen.

Vermutlich bewirken die persönlichen Tatbeweise eines Martin Luther King, einer Mutter Teresa oder eines Dom Helder Camara eben doch viel mehr als die Zensuren, welche die Glaubenshüter und Sittenwächter offiziell und vielleicht etwas allzu vorschnell erteilen. Damit sollen Orthopraxis und Orthodoxie nicht gegeneinander ausgespielt werden; es stellt sich ja stets auch die Frage nach dem *richtigen* Handeln. Aber die rechte Lehre vermag sich nur dann durchzusetzen, wenn jene, die sie verkünden, immer mehr zu dem werden, was sie sein sollten: Licht auf dem Berg und Salz der Erde (vgl. Mt 5, 13 f.).